ZEN FORUM WASSER mit Alexander Poraj

Die (Un)möglichkeit, uns zu verstehen

2 Die Grundlagen des Ich-Verständnisses

Vortrag 22. Okt. 2024 (Zusammenfassung von K. Stotz)

Der Vortrag schliesst an den vorigen an, welcher sich den unterschiedlichen Auffassungen der Wirklichkeit im Westen und innerhalb des Hinduismus gewidmet hat. Diese unterschiedlichen Gruppierungen gibt es bis heute. Buddha war Hindu und befasste sich mit den Anschauungen der Brahmanen, dabei nahm er oft gegen sie Stellung.

Es wurden damals in Indien zwei entgegengesetzte Anschauungen vertreten: Erste Gruppe: Es gibt etwas an sich (Substanzen), ev. auch eine Substanz die alles zusammenhält, genannt Gott oder Ursubstanz, die alles hervorbringt oder aus dem Nichts erschafft. Dies wird als Ewigkeitslehre bezeichnet. Zweite Gruppe: alle Erscheinungen sind Maya, Illusion, Schein. Es lohnt sich nicht, in die Wirklichkeit einzusteigen, da sie lediglich eine trügerische Scheinexistenz ermöglicht.

Dazu zitiert Alexander aus dem Pali-Kanon: «An zweierlei hält die Welt fest: an das 'es ist' oder 'es ist nicht'. 'Alles ist', das ist das eine Ende, 'alles ist nicht', das ist das andere Ende. Die beiden Enden vermeidet der Vollendete und verkündet in der Mitte die Lehre von der Entstehung aller Dinge in Abhängigkeit voneinander.» Damit wird die Position eines Entweder-Oder verlassen, es entsteht ein ganz anderer Blick auf die Wirklichkeit. Es gibt nichts an sich (ewig bestehend) und auch nicht nichts, sondern nur das Entstehen der Wirklichkeit als ein Ereignis. Jedes Ereignis entsteht nur in Bezug zu einem anderen. Eine Substanz gibt es nicht, was für die Hindus eine provozierende Anschauung war, da sie auch Brahma (das Göttliche) betraf.

Brahma wurde häufig als Verursacher von allem gesehen. Die beseelten Lebewesen (das Verursachte) können sich bei dieser Auffassung im Verlauf der Wiedergeburten dem Göttlichen nähern, indem sie sich aus ihren karmischen Verstrickungen lösen und die Bindung ans Materille aufgeben (vorzugsweise in der zweiten Lebenshälfte), oder sie sind göttlich und werden sich dessen mit der Zeit bewusst. In den monotheistischen Religionen ist die Seele Atem Gottes und damit unsterblich.

Buddha wies darauf hin, dass die Brahmanen Brahma nie mit eigenen Augen gesehen hätten, und dennoch den Erlösungsweg zu ihm wiesen, zu dem bestimmte Verhaltensweisen, ethische Richtlinien und Rituale gehörten. Die Erlösungswege verglich er mit einem Treppenbau auf einem Platz, wobei die Treppe ins Leere führt.

Was als Ich, Selbst oder Seele umschrieben werden kann (eine Art Trägersubstanz), war in Indien unter dem Wort Atman bekannt. Die praktischen Erlösungswege gehen immer von einer Substanz aus, die fest ist. Buddha verneinte eine solche Substantialität. In seinem Versuch, den Hinduismus zu reformieren, scheute er nicht vor Provokationen zurück, um seine Lehre deutlich zu machen.

Im Anatta-Sutra verneint er die Existenz eines fixen Selbst. Dabei benutzt er eine Art «Negativ-Rede»: «Ein Asket fragte Buddha: 'Gibt es ein Selbst?' Der Erhabene aber schwieg. 'Oder gibt es kein Selbst?' Der Erhabene schwieg abermals. Da ging der Asket von dannen. Der Jünger Ananda aber fragte den Erhabenen, warum er die Frage des Asketen nicht beantwortet habe. 'Hätte ich, lieber Ananda, gesagt, es gibt ein Selbst, so wäre ich mit den Vertretern der Ewigkeitslehre einer Meinung gewesen, was nicht stimmt. Hätte ich aber gesagt, es gibt kein Selbst, wäre ich mit den Vertretern der nihilistischen Lehren einer Meinung gewesen, was auch nicht stimmt. Hätte ich aber gesagt, es gibt kein Selbst, so wäre der verblendete heilige Vacchragotta noch verblendeter geworden und hätte gedacht, früher hatte ich ein Selbst, jetzt habe ich keins mehr.'» Weil wir die Wirklichkeit nicht genau genug betrachten, glauben wir, dass es sie und damit

uns fix gäbe. Jedoch bin ich von Augenblick zu Augenblick nur ein Ereignis komplexester Form von Wechselbeziehung.

Nach Buddhas Tod haben die Theravadins Buddha im Palikanon interpretiert. Daraus entwickelte sich der Mahayana-Buddhismus, der sich dem Volksglauben anzunähern versuchte. Es gab darin transzendente Buddhas mit Eigenschaften, hierarchisch geordnete Bodhisattvas, die man anbeten konnte etc. Es entstand eine buddhistische Volksreligion.

Dagegen wendet sich der 14. indische Zen-Patriarch Nagarjuna (ca. 1. Jh.n.Chr. in Nordindien) in seiner Schrift Karika (Lehre des mittleren Weges). Viele buddhistische Schulen berufen sich auf ihn, insbesondere das Chan/Zen. In der Zeit Nagarjunas entstehen viele Mahayana-Sutren. Im Zen tragend: das Herzsutra, das sich Nagarjuna verdankt. Es eröffnet in der Zuspitzung, was sich später in der Chan-Didaktik entwickelt.

Das Herzsutra beginnt mit der Einsicht in die Beschaffenheit der Ich-Substanz. Damals wirkte es provokativ gegenüber bestimmten buddhistischen Richtungen. Der in der Hierarchie höchste Bodhisattva Avalokiteshvara verkörpert Liebe und Mitgefühl und wird hier «auf die Schulbank geschickt». Er praktiziert und «sieht nichts»: er sieht kein Ding, kein Ich, nur das bedingt Entstandene. Die Skandhas (Empfindung, Wahrnehmung, Wollen, unterscheidendes Denken und Bewusstsein) sind die Eisspitze tausender von Skandhas, Bedingungen, deren dynamische Wechselwirkung etwas erscheinen lässt, das niemals fix ist.

Avalokiteshvara realisiert, dass es kein Ich an sich gibt, auch die fünf Skandhas sind bedingt. Dies war in der damaligen Entwicklung eine Weichenstellung: Leiden ist kein Zustand eines «jemand» – es gibt keine Trägersubstanz. Es gibt zwar Schmerz, aber es gibt keine Substanz, die ihn trägt. Wir unterliegen der Illusion, dass es eine Substanz und damit Kontinuität gibt.

Nun wird Shunyata neu definiert: nicht als leer als Gegenteil zu etwas. Shunyata ist die Bezeichnung für die Substanzlosigkeit aller Erscheinungen. Leerheit ist kein Dahinter oder Darunter, keine Trägersubstanz. Es wurde hier bei uns von einigen Leuten versucht, eine Brücke zum Christentum zu schlagen: Leerheit ist gleich Gott, Form gleich die Erscheinungen. Alles kommt aus der Leerheit und geht wieder dahin zurück. Dies ist eine Auffassung, die sich von Buddhas und Nagarjunas Einsicht unterscheidet.

Im Herzsutra gibt es einen Kernsatz zur Wirklichkeit: «Form ist Leerheit, Leerheit ist Form» – gleichzeitig! Das gilt auch für uns. Diese doppelte Paradoxie lässt sich nicht denken. Es handelt sich um eine Einsicht in die Beschaffenheit von Wirklichkeit, die heute beispielsweise in der Physik langsam ins Bewusstsein kommt.

Alexander Poraj zitiert anschliessend einen erhellenden Text aus dem Pali-Kanon zum Begriff «Ich»: «Der weise Buddhist Nagasena sagte zum Griechenkönig Milinda, als er ihn fragte, wer er sei: 'Ich bin als Nagasena bekannt. Das ist aber nur ein Name'. Daraufhin sagte der König: 'Wenn es keine Person gibt, wer ist es dann, der euch Kleidung oder Speise spendet oder der Gebrauch davon macht? Wer ist es, der tötet, stiehlt oder tugendhaft lebt? Dann gäbe es keine guten und bösen Taten, keine karmische Vergeltung für diese. Wer ist dann dieser Nagasena? Sind es die Haare, Zähne, Knochen, oder ist es Gefühl, Wahrnehmung, Triebkräfte, Bewusstsein? Oder alles zusammengenommen? Oder gibt es einen Nagasena ausserhalb davon?' Als der Weise alle diese Fragen mit Nein beantwortete, sagte der König: 'Dann existiert also überhaupt kein Nagasena'. Da fragte der Weise den Herrscher: 'Ist die Deichsel, die Achse, sind die Räder usw. der Wagen oder ist das alles zusammen der Wagen oder gibt es einen Wagen ausserhalb von seinen Teilen?' Da sah der König ein: 'In Abhängigkeit von Deichsel, Achse, Rädern usw. entsteht der Name Wagen, nicht der Wagen.' Der Weise aber schloss mit den Worten, die schon die Nonne Vajira in Anwesenheit des Erhabenen gesprochen hatte: 'Wie bei dem Zusammentreffen von bestimmten Bestandteilen das Wort 'Wagen' gebraucht wird, so wird auch, wenn die fünf Gruppen von Daseinsfaktoren da sind, die konventionelle Bezeichnung 'Person' gebraucht.'» Es entsteht also

keine Person, sondern es entsteht eine Bezeichnung! Das ist die Grundlage von Chan und Zen. Ohne diese ist, was wir im Zen betreiben, nicht zu verstehen.

Für Meditierende besteht die grosse Versuchung darin, zu meinen, man sei 'etwas', das nun zu verbessern wäre. Es gibt aber kein Koan oder Mondo, in dem von jemandem verlangt wird, (beispielsweise) die Gedanken zur Ruhe zu bringen. Dies zeigt sehr schön die bekannte Geschichte von Eka, der zum ersten chinesischen Patriarchen Bodhidharma kommt und ihn fragt: «Meister, ich kann meine Gedanken nicht beruhigen.» Bodhidharma antwortet: «Kein Problem, bringe mir deine Gedanken und ich will sie für dich beruhigen.» Nach einer Zeit kommt Eka wieder zum Meister und sagt, er könne seinen Geist nicht finden. Bodhidharma erwidert: «Dann habe ich sie für dich schon beruhigt.» Er sagt nicht, ja, dann versuch's noch mal!

Zur Idee eines Selbst, das zur Seligkeit hin transformiert werden soll, liest Alexander folgende Worte Shakyamunis vor: «Einige Asketen und Brahmanen meinen, das Selbst ist auch nach dem Tode dann vollkommen selig und aller Leiden entledigt. Da fragte ich sie: 'Habt ihr je eine Welt gesehen, die vollkommen selig ist oder ein Selbst festgestellt, das auch nur einen Tag oder eine Nacht vollkommen selig war?' Sie haben aber verneint. Das ist ja dann gerade so als ob ein Mann sagte: 'Ich liebe die Schönste im Lande', und ich würde ihn fragen: 'Kennst du die Schönste im Lande, weisst du, wie sie heisst, aus welchem Geschlecht sie ist, welche Grösse sie hat, ob sie schwarz, dunkel oder hell ist und wo sie wohnt?' Er aber würde alle diese Fragen mit nein beantworten. Wäre nicht, was der Mann sagte, eine Narrenlehre?» Shakyamuni war provokativ gegenüber den Brahmanen, hatte aber im Unterschied zu Jesus das Glück, dass die Religion nicht politisiert war. In Europa hätte man mit zwei solcher Sätze während vieler Jahrhunderte das Leben gelassen.

Wie kann man Buddhas Erkenntnis der Substanzlosigkeit ins Alltägliche übersetzen? Von morgens bis abends gebrauchen wir die Ich-zentrierte Satzkonstruktion «Subjekt – Objekt – Prädikat». «Ich gehe, esse, atme, denke.» Dieses Reden suggeriert eine Realität: man meint, das menschliche Denken gebe eine objektiv existierende Wirklichkeit wieder. Im Osten wurde schon vor 2300 Jahren erkannt, dass die Sprache die Wirklichkeit mit konstruiert und nicht wiedergibt. Nimmt man die Worte «Ich denke», so setzt das eine Trägersubstanz voraus (Ich), die die Eigenschaft Denken hat, und diese denkt sich etwas. Dann könnte man meinen, in der Meditation verschwinde das Denken und es bleibe ein ruhiges oder gar erleuchtetes Ich übrig. Warum ist das aus Sicht des Zen nicht so?

Denker, Gedanke und Denken bedingen sich gleichzeitig. Wenn du eins wegnimmst, verschwinden alle drei, weil es bedingt ist und nicht an sich. Wir meinen: zuerst ist da eine Ich-Substanz, die die Eigenschaft hat, zu denken, was dann den Gedanken ergibt. Im Zen wird gesehen, dass die Annahme eines Ichs das Ergebnis des Denkens ist, nicht seine Voraussetzung. Nur wenn das Denken läuft, erscheint der Denker. Das geschieht so schnell, dass wir es nicht merken. Die Ich-Perspektive entsteht immer in Bezug zu etwas und ist als solche nicht da. Das heisst: Nicht «Ich» werde die Gedanken los und bleibe ein Ich, sondern ohne die Identifizierung mit einem Gedanken gibt es keine Ich-Perspektive. Das Ich bleibt nicht übrig und ist jetzt selig oder ganz still, sondern es entsteht eine bestimmte Perspektive gar nicht. Damit wird die Substanzlosigkeit offensichtlich.

Das substantiell gedachte Ich möchte oft einen psychoemotional besseren Zustand erreichen und beim Meditieren «etwas tun», was ein fundamental anderes Verständnis der Wirklichkeit inklusive uns selber voraussetzen würde. Das sogenannte Ich bekommt in der Sicht Buddhas eine andere Stellung in der Wirklichkeit, was sich im Chan später nochmals zuspitzen wird. Es resultiert keine Übungspraxis, um etwas zu erreichen, sondern eine Lebensweise, die aufgrund dieser Einsicht entstehen kann.